

## Die Miedertracht in Person

Die Theatersaison in Wien beginnt mit einer fulminanten Nebenrolle, einiger Ernüchterung und echten Hühnern auf der Bühne

*Süddeutsche Zeitung, 7.9.2015*

von Wolfgang Kralicek

Es soll Menschen geben, die den Fasching nicht lustig, sondern lästig finden. Für Felix Golub jedenfalls wird das närrische Treiben zum Albtraum. Als er 1957 in seine südsteierische Heimatstadt zurückkehrt, hat der Fasching gerade begonnen. Aber Felix Golub hat keine Lust mehr auf Maskeraden. Zwölf Jahre vorher, in den letzten Monaten des Kriegs, war der damals 17-Jährige aus der Wehrmacht desertiert. Er überlebte, weil ihn die Generalswitwe Vittoria, eine Miedermacherin, als Dienstmädchen verkleidet und bei sich aufnimmt. Als Gegenleistung muss der Jüngling seiner Retterin sexuell zu Diensten sein.

Mit der Travestie rettet Golub nicht nur sein Leben, es gelingt ihm auch noch, das Städtchen vor der Zerstörung durch die abziehenden Truppen zu bewahren. Der Held wird aber nicht gefeiert, sondern denunziert - und kommt als Kriegsverbrecher nach Sibirien. Als er zurückkommt, wird er fertiggemacht. Erstens, weil Golub zu viel weiß. Und zweitens, weil Deserteure auch nach dem Krieg nicht als Helden, sondern als Verräter gelten. (In Wien wurde ihnen erst im vergangenen Jahr ein erstes Denkmal gesetzt.)

Gerhard Fritsch (1924-1969) porträtiert das Nachkriegsösterreich in seinem Roman "Fasching" (1967) als Monster mit Faschingshütchen. Von der Kritik wurde dem Autor Schwarzmalerei vorgeworfen, das Buch verschwand in der Versenkung. Erst in den Neunzigerjahren wurde es als Hauptwerk der österreichischen Nachkriegsliteratur rehabilitiert. Inhaltlich ist der Roman realistischer als man seinerzeit wahrhaben wollte, formal ist er von beeindruckender Qualität. Sehr überzeugend vermittelt der fiebrige, atemlose, grausam komische Text den Albtraum, den sein schwacher Held durchlebt.

Am Wiener Volkstheater hat die neue Intendantin Anna Badora ihre Direktion nun mit einer von ihr selbst inszenierten Bühnenfassung des Romans eröffnet. Felix Golub tritt darin gleich doppelt in Erscheinung: in Gestalt des jungen Schauspielers Nils-Rovira Muñoz und als lebensgroße, vom großartigen Puppenspieler Nikolaus Habjan geführte Puppe, deren Auftritte zu den Höhepunkten der Aufführung gehören. Zu deren Schwächen zählt hingegen, dass die Doppelbesetzung nicht recht zwingend erscheint. Schwerer wiegt, dass TV-Star Adele Neuhauser in der zentralen Rolle der Vittoria viel zu harmlos ist für diese gefährliche, monströse Frau, diese Miedertracht in Person.

Romanadaptierungen sind immer dann gut, wenn das Theater die formalen Freiräume nützt, die sich dadurch eröffnen. Doch statt zu versuchen, den Charakter des Buchs auf die Bühne zu übersetzen, wird hier nur brav die Handlung nachbuchstabiert.

Das Volkstheater ist die zweitgrößte Bühne der Stadt und steht traditionellerweise im Schatten des deutlich besser dotierten Burgtheaters. Das soll unter Badora anders werden. Schon allein der selbstbewusste Ton der neuen Intendantin unterscheidet sich wohlthuend von den defensiven Ansagen ihrer Vorgänger. Den enormen Erwartungen, die der neuen Direktorin entgegengebracht werden, wurde die Eröffnungspremiere nicht gerecht. Aber der gute Ruf, der Badora aus ihrer vorigen Wirkungsstätte vorausgeeilt war, dem Grazer Schauspielhaus, war ja auch weniger ihren eigenen Inszenierungen geschuldet. In Graz hatte die Intendantin es geschafft, das Theater für aktuelle Diskurse zu öffnen, die lokale Szene einzubinden und international renommierte Regisseure ans Haus zu holen. Einige davon, etwa die Israelin Yael Ronen, werden nun auch in Wien arbeiten.

Prominentester Neuzugang im Ensemble ist die in der Theater heute-Umfrage gerade zur „Schauspielerin des Jahres“ gewählte Stefanie Reinsperger, die vom Burgtheater ans Volkstheater wechselte - normalerweise läuft das umgekehrt. Als Felix Golubs Braut Hilga ist Reinsperger in „Fasching“ für einige der stärksten Momente der Aufführung verantwortlich. Leider ist Hilga nur eine Nebenrolle.

Zum „Theater des Jahres“ wurde das Burgtheater gewählt - und das gleich im ersten Jahr nach dem Millionenskandal um undurchsichtige Kassenbewegungen, der im Frühjahr 2014 zur fristlosen Entlassung von Direktor Matthias Hartmann geführt hatte. Dessen Nachfolgerin, Karin Bergmann, eröffnete ihre zweite Spielzeit am Tag vor der „Fasching“-Premiere mit einem Stück, das man als Kommentar auf die Finanzkrise interpretieren könnte, Gogols Korruptionskomödie „Der Revisor“ (1836). Ursprünglich war es anscheinend auch so gedacht gewesen, jedenfalls hat Bergmann das in einem Interview angedeutet. Regisseur Alvis Hermanis aber wollte davon offensichtlich nichts wissen.

Der Reverenzrahmen für seine Inszenierung ist nicht das System Burgtheater, sondern der real existierende Sozialismus sowjetischer Prägung. Die von Hermanis selbst gestalteten Bühnenräume zeigen eine trostlose Kantine, eine gründlich verschissene Toilette. Wie "Fasching" handelt auch "Der Revisor" vom gesellschaftlichen Gefüge einer Provinzstadt, das durch einen Eindringling bedroht wird: Der hoch verschuldete Beamte Chlestakow wird von den korrupten Bürgern des Städtchens fälschlich für den avisierten Revisor gehalten. In ihrer Panik überschütten sie den naiven jungen Mann mit Geldgeschenken, der Bürgermeister verspricht ihm seine Tochter und erhofft sich von der Verbindung eine glänzende Zukunft.

Hermanis hat das Stück bereits 2002 in Riga inszeniert; 2003 wurde er dafür bei den Salzburger Festspielen mit "Young Directors Award" ausgezeichnet. Es war der Beginn einer steilen Karriere, die den Letten zu einem europaweit gefragten Regisseur werden ließ; zuletzt hat er einen Gang zurückgeschaltet. "Der Revisor", seine erste Arbeit am Burgtheater nach vier Jahren Pause, ist ein Remake der damaligen Inszenierung. Wieder beginnt die Aufführung mit einer Percussion-Einlage auf Küchengeräten, wieder stolzieren echte Hühner über die Bühne, wieder stecken die Schauspielerinnen und Schauspieler - darunter Michael Maertens als Bürgermeister, Maria Happel als dessen Frau und Dörte Lyssewski als deren Tochter - in grotesken Fat-Suits. Im Vergleich zu der "eher komödiantischen" lettischen Inszenierung werde die Wiener Version "eher tragisch" werden, hat der Regisseur angekündigt.

Eine Tragödie ist aber auch dieser fünfstündige "Revisor" nicht. Es gibt jede Menge derbe, witzige Körperkomik, und dass der spillerige Fabian Krüger als Chlestakow eher nervig als komisch wirkt, war wohl keine Absicht. Erst im letzten Akt, wenn alles schon für eine Hochzeit vorbereitet ist, die nie stattfinden wird, macht sich Ernüchterung breit. Bei Gogol wird am Ende die Ankunft des echten Revisors angekündigt; bei Hermanis steht stattdessen ein mannshohes Huhn vor der Tür. Dass die Schlusspointe gestrichen ist, macht Sinn: Ihr Gesicht haben diese Menschen auch ohne Revisor schon verloren.